

Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kolowratring, Pichlgasse Nr. 11.
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgesandt.

Ankündigungs-Bureau:
Stadt, Wollzeile 20. Inserationspreis nach Tarif. Inserate
übernehmen: Witsch, Ann.-Exp. in Prag und
Brünn; Jos. A. Kleber, Zeitungs- und Inseraten-
Expedition in Graz; J. Blockner, J. Leopold,
Jos. Schwarz, Ann.-Exp. in Budapest; im Aus-
lande: John F. Jones & Co. in Paris, 21 bis, Rue
du Faubourg Montmartre; Rudolf Mosse in Berlin,
München, Leipzig; Hansstein & Vogler in
Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., u.
Basel; Heinrich Heiler, Ann.-Exp. in Ham-
burg; Heilmann & Co. K. u. K. in
Friedl & Co. in Zürich u. Basel; Neyroud & Sons
in London; Vertreter für Deutschland, Frank-
reich, England, Italien etc.: Saarbachs News Ex-
change, Mainz.

Abonnement für Wien:
Mit 14gl. zweimal. Zustellung ins Haus: Vierteljähr.
K. 12.50, monatlich K. 4.50. Im Kustverlage, Wollzeile 20:
Ganzjährig K. 48.20, monatlich K. 3.60.
Einzel: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-
mittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.
Für Deutschland (Morgen- u. Abendblatt 40 Pf.,
einzel: 10 Pf., Nachmittagsblatt
allein je 30 Pf.,
Abendblatt allein je 15 Pf.)

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Nr. 16440.

Wien, Dienstag, den 31. Mai

1910.

Wien, 30. Mai.

In allen Poren unserer Verwaltung sieht der Klerikalismus und jeder Tag bringt neue Beweise der Unterwürfigkeit vor den Befehlen und Wünschen der Kirche. Die böhmische Statthalterei hat es für gut gefunden, die Rückständigkeit der österreichischen Gesetzgebung in einer eklatanten Weise zu erhärten. Sie hat den Beschluß des Stadtverordnetenkollegiums von Reichenberg, auf dem Gebiete der Stadt Reichenberg ein Krematorium zu errichten und für den Bau dieser Leichenverbrennungshalle zwanzigtausend Kronen zu widmen, sistiert und dessen Vollziehung unterjagt, mit der Begründung, daß nach dem Stande der gegenwärtigen Gesetzgebung die Bestattung der Leichen im Wege der Beerdigung vorgeschrieben und eine andere Bestattungsart, somit auch die Leichenverbrennung, unzulässig sei. Die Entscheidung der böhmischen Statthalterei wird voransichtlich im Rekurswege vom Ministerium bestätigt werden, weil die Regierung bereits im Jahre 1906, als die Frage der Feuerbestattung im Reichsrat zur Diskussion gelangte, sich dahin äußerte, daß die Beerdigung in Oesterreich gesetzlich vorgeschrieben sei und die Feuerbestattung daher im Wege einer Verordnung nicht als Bestattungsart zugelassen werden könne. Seit jener Zeit haben weder die Regierung noch das Parlament einen Versuch gemacht, die Frage der gesetzlichen Regelung zu unterwerfen, und daher entscheidet die Prager Statthalterei kurzweg, die Feuerbestattung sei in Oesterreich gesetzlich unzulässig.

Vorerst eine kurze Richtigstellung. Eine direkte gesetzliche Bestimmung, daß alle Leichen beerdigt werden müssen und daß eine andere Bestattungsart nicht erlaubt sei, besteht in Oesterreich nicht. Nichtig ist dagegen, daß alle gesetzlichen Vorschriften, die sich mit der Leichenbestattung beschäftigen, von der Voraussetzung ausgehen, daß die Leichen beerdigt werden, und daß somit nur das Beerdigungsweisen eine gesetzliche Regelung gefunden hat. Wir finden beispielsweise Vorschriften, wie lang der kürzeste Zeitraum zwischen dem Eintritt des Todes einer Person und der Beerdigung ihrer Leiche sein müsse. Wir finden Vorschriften darüber, daß die Beerdigung, falls nicht zwingende Gründe vorliegen, über einen gewissen Zeitraum nicht hinausgeschoben werden dürfe. Immer spricht das Gesetz nur von der Beerdigung. Der Grund liegt darin, daß man zur Zeit der Erlassung dieser Vorschriften eine Leichenverbrennung nicht kannte und daß damals das Beerdigungsweisen einen konfessionellen Charakter hatte und seine Regelung, soweit nicht sanitäts- polizeiliche Rücksichten in Betracht kamen, unter dem Gesichtspunkt des Totenkultes betrachtet und den Konfessionen überlassen wurde. Als dann eine interkonfessionelle Auffassung durchdrang, beschränkte man sich in der Haft, mit welcher diese Gesetzgebung des Jahres 1868 ins

Leben gerufen wurde, darauf, mit wenigen Sätzen den interkonfessionellen Charakter der Friedhöfe festzustellen. Sonst blieb alles unverändert. Daraus wird heute gefolgert, daß die Beerdigung vom Gesetze imperativ vorgeschrieben und jede andere Bestattungsart ausgeschlossen sei. Man bringt auch hier wieder das alte österreichische Auslegungsprinzip, das schon so viel Unheil angerichtet hat, zur Anwendung, daß alles, was das Gesetz nicht ausdrücklich als erlaubt erklärt, in Oesterreich verboten sei.

In den Nachbarländern Oesterreichs ist längst die Feuerbestattung als fakultative Einrichtung eingeführt. Es bestehen Krematorien in einer Reihe deutscher Städte, in Gotha, Heidelberg, Hamburg, Bremen, Jena, Eisenach, Mannheim, Mainz und Stuttgart. Auch in Ungarn ist die Einführung der Feuerbestattung keinen gesetzlichen Schwierigkeiten begegnet. Nur in Oesterreich tritt die Staatsgewalt hindernd in den Weg. Dieselben Motive, welche eine Reform des Eherechts unmöglich machen, wirken auch hier ein. Die Kirche verwirft die Feuerbestattung als unvereinbar mit ihren Lehren, darum darf sie in Oesterreich ebensowenig eingeführt werden wie die Zivilehe, mit welcher sich die Kirche in Deutschland und Ungarn — von Frankreich gar nicht zu sprechen — längst abgefunden hat. Dabei handelt es sich gar nicht um die imperative Feuerbestattung, und es ist gar keine Gefahr, daß von dieser Einrichtung allzu reichlich Gebrauch gemacht würde. In ihrer überwältigenden Majorität würde die Bevölkerung auch nach Bestattung der Leichenverbrennung an dem überlieferten Totenkult festhalten, und den Gefühlen der Hinterbliebenen würde es nach wie vor eine innere Befriedigung gewähren, die Grabstätte, welche die sterblichen Ueberreste eines teuren Toten birgt, liebevoll zu pflegen und zu schmücken. Um was es sich handelt, ist, daß in jenen Ausnahmefällen, in welchen es der letzte Wille eines Menschen oder der Wunsch seiner Hinterbliebenen war, daß die Leiche nicht unter der Erde durch Zersetzung zu Staube, sondern durch die Macht des Feuers zu Asche werde, dieser Wunsch erfüllt werden könne, ohne daß die Leiche auf fremden Boden gebracht werden muß. Das Wesen der bürgerlichen Freiheit besteht ja darin, daß Wünsche und Neigungen, welche mit dem öffentlichen Interesse nicht im Widerspruch stehen, frei befriedigt werden können. Die Reglementierung, wie sie bei uns auf diesem Gebiete noch aufrechterhalten wird, ist ein Ausfluß des Polizeistaates, und gerade das Prinzip, daß alles verboten ist, was nicht direkt erlaubt ist, hat sich seit jeher zum häßlichsten Auswuchs des Polizeistaates herausgebildet.

Dabei ereignet sich die Selbsttötung, daß der Staat die Leichenverbrennung unter seiner Mitwirkung bei denjenigen duldet, die sich den Luxus gönnen können, die zu verbrennenden Leichen ins Ausland zu schaffen, sie dort verbrennen zu lassen und die Asche in die Heimat

zurückzubringen. Da dies sehr beträchtliche Kosten verursacht, so kann man füglich sagen, die Leichenverbrennung ist auf einem Umwege den Reichen gestattet, den Armen ist sie verboten. Denen, welche die Kosten bestreiten können, stellt der Staat den Leichenpaß für die ins Ausland behufs Verbrennung zu bringende Leiche aus und er leistet ihnen, indem seine Organe alle für den Leichentransport erforderlichen Amtshandlungen vollziehen, gleichsam Vorschub in der Ausführung eines Vorhabens, welches die Prager Statthalterei als ein ungesetzliches bezeichnet. Wenn die Regierung die Feuerbestattung als gesetzlich nicht zulässig erachtet, was hindert sie, dem Reichsrat eine Vorlage zu unterbreiten, welche diese Bestattungsart als zulässig erklärt? Ein einziger Paragraph würde genügen, um die Rückständigkeit auf diesem Gebiete zu beseitigen; alles andere könnte der Durchführungsvorordnung überlassen bleiben. Aber die Regierung will und kann nicht die Initiative ergreifen, denn sie steht im Banne und in der Abhängigkeit jener Parteien, für welche auch auf dem Gebiete des Staates die Auffassung der Kirche die ausschließlich maßgebende ist. Darum darf es in Oesterreich nicht zu einer Reform der Ehegesetzgebung kommen, darum darf gegen das Unglück, unter welchem die katholisch Geschiedenen und deren Kinder seufzen und leiden, keine Abhilfe geschaffen werden, und darum muß die böhmische Statthalterei die Feuerbestattung als in Oesterreich ungesetzlich erklären. Der Staat ist der Diener der Kirche.

Vor dem Zusammentritte der neuen Kammer.

Finanzplan und Wahlreform.
Von unserem Pariser Korrespondenten.

Paris, 28. Mai.

Im Palais Bourbon tritt Mittwoch die neue Deputiertenkammer zusammen. Das eben gewählte Parlament wird durch vier Jahre die Politik der Republik bestimmen. Neue Männer — mehr als ein Drittel — erscheinen auf dem parlamentarischen Boden, aus welchem neue Ideen hervorsprossen sollen. Sollen! Wir werden sehen, ob die Keime derselben aufgehen.

Als vor vier Jahren die Deputiertenkammer zusammentrat, die von der eben gewählten abgelöst worden ist, stand man vor der Tatsache eines unzweifelhaften großen Sieges der radikalen Partei. Alle Hindernisse, die dem Programm der radikalen Reformen im Wege gestanden hatten, waren beseitigt oder schienen es wenigstens zu sein. Was konnte, was durfte die Radikalen jetzt verhindern, dem Lande die lange versprochenen guten Dinge zu schenken, auf die man es so lange lüpfen gemacht hatte: die vollkommen gerechte, ideale Einkommensteuer, die Altersversorgung für Arbeiter und Bauern,

Die heutige Nummer enthält:

„Verkehrs- und Industrie-Zeitung“:
„Die Wertzuwachssteuer.“ „Das erste deutsche Kabel nach Afrika.“ von Doktor Richard Hennig. Seite 21 bis 23.

Serner:

Den Beginn des Romans „O Mensch!“ von Hermann Vahr. Seite 25.

Feuilleton.

Ein Doppelleben: Dr. Jekyll und Mr. Hyde.
Von Hermann Vahr.

In Queens Theater spielt des großen Irving Sohn seit Monaten jetzt ein seltsames Stück: Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Der junge Irving strebt seinem Vater nach, dessen Platz unbezegt geblieben ist. Er hat ihm alles abgelernt, was sich von einem Schauspieler auf einen anderen übertragen läßt. Vor allem die Gebärde der großen Ankündigung: wie er auftritt, sich in die Mitte stellt, Pausen macht, die Partner in Entfernung hält und jedem Wort eine Wichtigkeit gibt, die es selbst nicht haben kann, sondern erst von ihm bekommt, dadurch nämlich, daß es gewürdigt wird, in seinen Mund genommen zu werden, wie er in den ersten Szenen, bevor es noch eigentlich losgeht, sich einer leisen Ungeduld kaum erwehren kann, daß er sich mit derlei Bagatellen abgeben soll, wie er, wenn es dann losgeht und er sich endlich loslassen kann, gleichsam mit dem Finger darauf zeigt, damit es nur auch jeder im letzten Winkel gewahrt wird, wie er, losgelassen, doch immer noch Herr seiner Leidenschaft bleibt, offenbar einer, der das aus dem Handgelenk macht, ohne sich erst schauern zu müssen, und wie er gar zuletzt, wenn der Beifall rast, voll Hoheit,

ein bißchen gelangweilt, mit einem halb verwundert und ohne sich recht erinnern zu können, über das verzückte Publikum hinwegleitenden, sich an der Galerie zerstreuten Blick vor der Menge steht, darin hat er wirklich Sir Henry schon fast erreicht. Auch sieht man ihn sehr bemüht, sich jenen Vorrat von vereinbarten Zeichen anzujammeln, die der Engländer bei seinen großen Schauspieler zu finden wünscht. Wie man in der Stenographie „Siegel“ hat, Abkürzungen, deren Sinn der Eingeweihte gleich versteht, so gibt es in der englischen Schauspielkunst Bewegungen, die dem Fremden ziemlich sonderbar vorkommen, für den Engländer aber ein Signal sind, auf das hin er sich fogleich in die gewünschte Stimmung begibt; alle wissen dann: Aha, das bedeutet Liebe, oder hochmütige Verachtung, oder stumm leidende Anschulb. (Im Ballett haben wir das ja auch.) Es wäre falsch von einem englischen Schauspieler, seinen eigenen persönlichen Ausdruck von Liebe, Verachtung oder Anschulb auf die Bühne zu bringen; erstens wäre dadurch nur die Wirkung erschwert, man müßte sich erst befinden, was er denn eigentlich meine, während durch jene gewohnten „Siegel“ die Verständigung im Augenblick geschieht, und zweitens ist es überhaupt nicht englisch, öffentlich sein Inneres zu zeigen, was der Engländer auch im Leben nie tut; er begnügt sich, durch Redensarten oder Miensspiele, die für alle menschlichen Fälle genau durch das Herkommen abgemacht sind, seinen allgemeinen Zustand (von Leid oder Lust) anzudeuten, und meint, daß er mit der persönlichen Form, die dieser Zustand nun gerade bei ihm annimmt, seine Mitmenschen nicht zu behelligen habe (was wieder nur ein Mittel mehr ist, seine eigene Freiheit wie die der anderen zu bewahren). Die ganz großen englischen Schauspieler, so die Ellen Terry, haben dadurch einen besonderen Reiz, indem ihre Natur zuweilen doch stärker ist als der Wunsch, das Herkommen zu erfüllen, und dann ihr Erstaunen, ihre Scham, ihre Verwirrung, auf sich selbst ertappt zu werden, mitten im Fiktiven des englischen Theaters den Eindruck plötzlich hereinbrechenden Lebens macht. (Ich

will übrigens nicht etwa sagen, dies sei der deutschen Art vorzuziehen, keineswegs; sondern nur, daß die beiden sich in ihrem ganzen Wesen zu sehr unterscheiden, um aneinander gemessen zu werden, weshalb ja Beerbohm Tree mit seiner Musterverammlung von solchen englischen Signalen in Berlin ebenso gräßlich mißverstanden worden ist, wie Reinhardt, wenn er wirklich so töricht ist, nach London zu gehen, dort mißverstanden werden wird; übrigens kann man auch aus Mißverständnis Erfolg haben, aber das ist dann keiner von der angenehmen Art.) Keineswegs denkt ein englischer Schauspieler je daran, die Bühne sei dazu da, um ein Bekenntnis abzulegen, was ja die Herzensmacht der großen deutschen Schauspieler ist. Der Engländer meint, das Publikum komme ins Theater nicht um des Schauspielers willen, sondern weil es Wirkungen sucht; ihm diese zu liefern, ist des Schauspielers Geschäft. Es verlangt zunächst eine gute Kenntnis aller Mittel zu diesen Wirkungen; ein je besseres Verzeichnis aller jemals erprobten Arten, dem Publikum beizukommen, ein Schauspieler ist, desto höher wird er in England eingeschätzt. Was jemals einem gelungen ist, das soll dann nicht wieder verloren gehen, es wird fortan von jedem verlangt. Wenn ich im Parlament den Grund mancher Bräuche wissen wollte, bekam ich auf die Frage: „Warum ist das so?“ immer zur Antwort: „Weil es schon im sechzehnten (oder im zwölften) Jahrhundert so war!“ Unjenerem wird es nicht leicht, dieser Begründung zu folgen: Das ist so, weil es so war. Aber sie geht durch das ganze englische Leben, auch im Theater will der Engländer sich nichts nehmen lassen, was einmal war; und er zeichnet diejenigen Schauspieler am liebsten aus, in denen er alles beisammen findet, alles, was einmal in der englischen Schauspielkunst war. Der junge Irving zieht nun seinen Ehrgeiz noch weiter: man sieht ihm an, daß er auch italienische Kollegen gesehen hat (aber doch sicher, vielleicht erst aus zweiter Hand, einige ihrer schauspielerischen Gewohnheiten empfangen hat), und er möchte nun manches, wodurch sie wirken, der englischen Schauspielkunst einverleiben, was freilich jeden, der weiß, wie ganz persönlich die Technik der großen Italiener ist,

die Verstaatlichung der Westbahn, die Reform der Militärgerichte? Das waren die vier Kardinalpunkte des radikalen Programms. Da die Regierung über eine starke Majorität in der Kammer verfügte, schien es, daß man diese vier Punkte mit Leichtigkeit verwirklichen werde. Aber ach! Von allen Blütenkränzen ist nur die Verstaatlichung der Westbahn gereift. Und der Erfolg dieser Operation ist noch sehr problematisch; Herr Willstrand, der Minister der öffentlichen Arbeiten, hat von der Besichtigungsreise, die er in den letzten Tagen auf dem eben dem Staate angeschlossenen Netze unternommen hat, die Ueberzeugung mitgebracht, daß 550 Millionen in das Werk gesteckt werden müssen, um es ertragsfähig zu machen. Von den anderen Verbesserungen ist keine zu Stande gekommen. Von der Reform der Militärgerichte spricht man nicht mehr. Ein Einkommensteuergesetz hat die Kammer freilich angenommen, aber sie hat sich nie verhehlt, daß ihr gesetzgeberisches Erzeugnis nicht lebensfähig sei. Die Einkommensteuer liegt jetzt dem Senat vor. Sie kann nicht leben und nicht sterben. Freunde und Feinde verleugnen sie in gleicher Weise, und sie scheint bestimmt, im Schattenreiche der Bergeshöhle zu sterben — wie die Militärgerichtsreform. Die Altersversorgung der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiter, einschließlich der Kleinbauern, ist nur scheinbar besser daran. Sie ist ein fertiges Gesetz geworden und im Amtsblatt erschienen. Nur ist leider ein „Aber“ dabei. Das Gesetz soll erst in Kraft treten — wenn ein Spezialgesetz über die Beschaffung der zur Deckung des Finanzbedarfs nötigen Millionen ergangen sein wird. Dieses Problem hängt aber aufs innigste mit dem der Einkommensteuer zusammen. Trotzdem die Altersversorgung im Katalog der vollendeten Reformen aufgeführt wird, hat sie bisher nur dekorativen Wert, und die Dekoration ist leichtes Glittergold; die wirkliche Durchführung hängt vom Schicksal einer noch problematischen Steuerreform ab. So wäre denn die letzte Legislaturperiode recht unfruchtbar verlaufen, wenn man nicht noch im letzten Augenblick dank der Energie des Abgeordneten Klotz die Zolltarifreform unter Dach und Fach gebracht hätte. Das war aber gerade eine Maßregel, die keineswegs im Programm der Regierung gestanden hatte. Sie kam zu Stande, weil sie viele Privatappetite befriedigte und man für Zollerhöhungen immer eine Mehrheit in einer französischen Kammer findet. Ein Staatsmonopol — die Westbahn — und eine als Prohibitivgrenze Zollerhöhung, das war der ganze Erfolg einer vierjährigen, fast schrankenlosen Herrschaft der Radikalen. Es wäre müßig, jetzt den Gründen, den vielen Behinderungen durch innere und äußere Reibungen nachzuforschen, die dieses magere Resultat verschuldet haben. Dazu lastete auf der Kammer der von der Opposition geschickt ausgebeutete Vorwurf, die Entschädigung für die Lasten der Parlamentsstätigkeit von jährlich 9000 auf 15.000 Francs erhöht zu haben. Man wollte in dieser durch die Zeitverhältnisse als notwendig gebotenen und im Grunde sehr demokratischen Maßregel durchaus einen Akt schnöder, um die Interessen des Landes unbekümmerter Selbstsorge erblicken. All dieses wirkte gegen Schluß der Kammer recht verstimmend, namentlich wenn man sich der hohen Siegeshoffnungen erinnerte, mit denen die Regierung die Wahlen von 1906 begrüßt hatte und damit den schmalen Ertrag der letzten vier Jahre verglich. Die Abgeordneten selbst empfanden dieses Unbehagen. Symptomatisch dafür war die Einführung der Präsenzlisten, um die Anwesenheit der Abgeordneten bei den Beratungen zu kontrollieren, und der Eifer, mit welchem viele Abgeordnete sich für ein neues Wahlsystem, insbesondere auf Grundlage der Proportionalvertretung, ausgesprochen haben.

Ministerpräsident Briand will nicht dem Schicksal seines Vorgängers Clemenceau verfallen. Bei aller genialen Veranlagung und bei aller Energie hat Georges Clemenceau nicht verwirklichen können, was er hohen Mutes versprochen hatte. Aristide Briand aber will vor allem der „Homme des réalisations“, der Mann der Verwirklichungen, sein. Er will ein starkes parlamentarisches Aktium hinter sich bringen. Darum geht er in methodischer Weise vor, streng bemüht, den Zufall so viel als möglich aus dem Leben der neuen Kammer auszuschneiden, an seine Stelle die auf Tatsachen begründete Nachsicht zu setzen. Das Mittel dazu bietet sich in einer exakten Statistik der Ueberzeugungen der Mitglieder der neuen Kammer, und Briand gebührt das Verdienst, eine neue Methode in die französische Politik einzuführen. Das Material dazu bieten die Programme, die „Glaubensbekenntnisse“ der Abgeordneten. Schon seit langer Zeit bestand der Gebrauch, diese „professions de foi“ amtlich zu veröffentlichen. Der erste Abgeordnete, welcher sich der Mühe der Sammlung unterzog, war ein gewisser Barodet, und die Sammlung trägt heute noch seinen Namen. Sie erscheint alle vier Jahre in Form eines oder mehrerer Folianten, denen es erging wie Klopstocks Werken. Sie wurden viel herum und wenig gelesen. Die Gründlichkeit und Dielebigkeit des Werkes war selber schuld daran, daß niemand daraus den Vorteil zog, den ein politischer Meister wie Briand schon längst daraus hätte gewinnen können. Das wird nun anders. Briand hat durch seine Präzedenzien die politischen Glaubensbekenntnisse aller Gewählten sammeln und sichten lassen, und diese Statistik soll die Grundlage des Programms sein, welches die Regierung vor der Kammer entwickeln wird — es soll in der Wählerschaft, in dem Willen des Landes wurzeln. Das Programm, mit welchem der Ministerpräsident vor dieselbe zu treten gedenkt, wird also eine solide Grundlage haben. Die Kammer selbst ist es, welche dieses Programm Herrn Briand diktiert, und es dürfte den Abgeordneten schwer fallen, die Meinungen zu verleugnen, zu welchen sie sich vor den Wählern feierlich bekannt haben. Streng durchgeführt, muß Briands Methode dem Ministerpräsidenten einen starken Einfluß auf jeden einzelnen Deputierten gestatten und eine große Sicherheit der Abstimmungen verbürgen, denn es steht ja von jedem Mitgliede der Kammer bereits fest, wie es in der oder jener Frage verpflichtet ist, zu stimmen. Nur diese Exaktheit und Strenge wird es dem Ministerpräsidenten ermöglichen, das Versprechen zu erfüllen, welches er unlängst ausgesprochen hat: „Keine Zweideutigkeiten, keine Verzagungen, klare Vorschläge. Die Regierung wird der Kammer unumwunden sagen, was sie will und was sie nicht will.“

Die Statistik der politischen Ueberzeugungen erstreckt sich auf 594 Abgeordnete. (Von drei Wahlen auf insgesamt 597 liegen keine endgültig proklamierten Resultate vor.)

Der erste Punkt betrifft die Wahlreform. Das gegenwärtig bestehende Arrondissementwahlrecht mit Uninominalkandidatur hat wenig Freunde. Man wirft ihm vor, daß es die Richtumpolitik begünstigt und den Deputierten absolut abhängig von seinen Wählern macht. Briand selber hat in einem berühmt gewordenen Bilde von den „stodigen Sümpfen“ („mares stagnantes“) der gegenwärtigen allzu kleinen Wahlkreise gesprochen. Die Ueberzeugung, daß der Deputierte keine Bestimmung, ein Vertreter des gesamten Vaterlandes zu sein, besser erfüllen könne, wenn die Wahlbezirke vergrößert werden, wenn der Deputierte der persönlichen Verbindung mit interessierten, ehr- und ämterstüchtigen Wählern entzückt wird, ist fast allgemein. Sie hat bereits früher viele sehr republikanische Abgeordnete dazu geführt, sich für das über ein ganzes Departement auszudehnende Listenfratutinium zu erklären. Aber dabei ist es nicht

geblieben: eine starke Bewegung unter den Minoritätsparteien (Merikale, Progressisten, Sozialisten) hat seit einiger Zeit die „R. P.“, die Proportionalvertretung nach schweizerischem und belgischem Muster, als eine vorzuziehende, politische Panacee angepriesen. Der doctinaire Progressist Professor Charles Benoist hat, unterstützt von Merikalen und Sozialisten und einigen Radikalen, welche damit den Wählern zu gefallen glauben, einen Kreuzzug bei den Wählern unternommen und die Schönheiten der „R. P.“ so nachdrücklich zu schildern verstanden, daß eine große Zahl von Kandidaten — 271 — sie in ihr Programm eingeschrieben haben. Ob dabei überall eine klare Vorstellung vom Wesen der Minoritätsvertretung gewaltet hat, kann beim Charakter der französischen Wählerschaft bezweifelt werden. Jedenfalls ist die „R. P.“ augenblicklich die große politische Mode, und kein Ministerium kann sich der Möglichkeit entziehen, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Von 594 Gewählten haben 271 sich als Anhänger des Listenfratutiniums mit Proportionalvertretung erklärt. Das ist viel, aber noch nicht die Majorität. Für eine „Wahlreform“ im allgemeinen, ohne Angabe bestimmter Modalitäten, erklärten sich außerdem 92; für das bloße Listenfratutinium 62; für das bestehende Arrondissementfratutinium, gemildert durch gerechtere Verteilung der Wahlbezirke 31; für den Statusquo nur 35. Jedoch haben 103 Gewählte über die Frage dieser Reform geschwiegen. Die Anhänger der „R. P.“, an deren Spitze Charles Benoist und Jean Jaurès stehen, sprechen von einer „überwältigenden Mehrheit“ für das Proportionalsystem. Eine solche liegt nicht vor — auf 594 sind nur 271 unbedingte Anhänger des Proportionalsystems zu verzeichnen — wohl aber liegt eine große Majorität für eine Wahlreform vor. Wie und wann diese Reform zu unternehmen ist, bleibt freilich eine offene Frage.

Mit der Wahlreform im engen Zusammenhange steht die Reform der Verwaltung und der Justiz. Die französische Verwaltung beruht noch heute auf der jedes historischen, geographischen, natürlich-wirtschaftlichen Band absichtlich zerreißenden Departementseinteilung von 1790. Der Wunsch nach größeren Verbänden — man nennt sie Regionen, weil das Wort Provinzen als vorrevolutionär des Royalismus verdächtig ist — die Sehnsucht nach wirklicher Selbstverwaltung, nach Änderung des stark zentralistischen Präfektensystems, nach Vereinfachung der Verwaltung durch Abschaffung des unnützen Räderwerkes, wie es die vielverspotteten Souspräfekten sind, macht sich immer mehr geltend. Briand hat in seiner Rede von Saint-Chamond die Notwendigkeit der Schaffung größerer Selbstverwaltungskörper, organisch gegliederter „Regionen“ anerkannt. Zu Gunsten einer Verwaltungsreform haben sich 416 Gewählte ausgesprochen. Auch die Justizreform hat viele Anhänger. Noch immer sind eine Anzahl — nichttrichterlicher — Stellen in der Justizverwaltung käuflich. Das Kosten- und Gebührenwesen ist schlecht geordnet. Die Willkür der gerichtlichen Liquidatoren, Konkursverwalter, Quisiers verporrt die Kontrolle der Gerichte. Es ist also viel zu reformieren, und 311 Stimmen sind der Regierung für Verbesserungen auf diesem wichtigen Gebiet gesichert.

Die Steuerreform bildet das praktisch wichtigste Glied im Programm der Regierung. Die Quellen für die Durchführung des Gesetzes über die Arbeiteraltersversicherung müssen erschlossen werden. Wird es die Einkommensteuer sein, welche die Mittel dazu gewährt? Wird die Regierung, wie es vorgeschlagen und vom Finanzminister Cochery selbst angedeutet worden ist, durch Monopolisierung des Alkohols oder durch Verstaatlichung des Versicherungswesens Rat schaffen müssen? Wird der Staat auch künftig zusehen müssen, wie das Privileg der Eigenbrenner („bouilleurs de cru“) in der Weinbauregion des Südens samt den davon nicht zu trennenden Hinter-

etwas bestreben muß. Immerhin gibt er eine gute Ueberfrucht der heutigen schauspielerischen Mittel und legt Wert darauf, sie möglichst vollständig beisammen zu haben. Kommt dabei zuweilen auch einmal etwas von seiner eigenen Begabung zum Vorschein, so wird man durch diese etwa an unseren Bonn erinnert, der mir überhaupt der englischste von allen deutschen Schauspielern scheint. (Die deutschesten unter den englischen Schauspielern sind bei Charles Frohman im Repertory-Theater; in der Auf- führung von Galsworthys „Justice“, einem vortrefflichen Schauspiel von der Art des deutschen Naturalismus in den Neunzigerjahren, glaubt man bei Brahms zu sein.) Irving spielt jetzt seit Monaten Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Dies ist ein höchst schauerhaftes Stück. Ambigu, von der schlimmsten Sorte. Es spielt zum großen Teil im Frad (dies hat ja das englische Theater voraus, daß es da Schauspieler gibt, die den Frad tragen können; was sogar in Paris so selten ist, daß man dadurch allein berühmt werden kann), ganz konversationell, plötzlich aber wechselt die Beleuchtung und Musik beginnt; dies an den Stellen, wo sich das Stück zur Psychologie wendet, die hier mit magischem Licht und mit Orchesterbegleitung betrieben wird. An diesen Stellen verwandelt sich nämlich der ehrenwerte Dr. Jekyll in den kleinen Mister Hyde, der ein schlechter Kerl ist. Irving macht das sehr geschickt, und ich habe mir, so grundschlecht das Stück ist, gewünscht, es einmal von Novelli oder Jacconi zu sehen. Und die Leute halten an diesen Stellen den Atem an und obwohl alle merken, daß es kein gutes Stück ist, und mancher ahnen mag, daß es besser gespielt werden könnte, haben sie doch einen sehr starken Eindruck davon. Dieser läßt sich bei manchen daraus erklären, daß sie die Novelle kennen, durch die das Stück veranlaßt ist. Eine Novelle von Robert Louis Stevenson, einem nun erst, sechzehn Jahre nach seinem Tod, langsam ins große Publikum eindringenden Dichter, einer Art von hoch- ländischem Maupassant, einer Mischung von groß- wogendem Ferngefühl (Johannes v. Jensen erinnert darin manchmal an ihn, auch in diesem Divagieren, das Himmel und Erde zugleich umarmen möchte) und artistischen Ambitionen, die, überall in seinem irrisierenden Stil ver-

nehmlich, ihn auch zu diesem Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde geführt haben, in die Nähe von Villiers de l'Isle-Adam und Edgar Poe (ich wundere mich, daß ihn Franz Blei noch nicht überetzt hat, er könnte für ein Vierteljahr die Mode von Berlin werden). Dem Arzt Jekyll gelingt es, ein Elizier darzustellen, das die Kraft hat, die guten Triebe des Menschen auszuschneiden und dann die sonst eingeschlaferten schlechten zu solcher Macht aufzuwecken, daß sie sich sogar einen eigenen Leib formen. Nimmt der Dr. Jekyll diesen Trank ein, so wird dadurch nicht bloß alles Böse frei, das sonst in ihm an den Ketten der Erziehung und der sittlichen Beherrschung liegt, sondern es nimmt auch eine sichtbare Gestalt an: der wohlgewachsene Jekyll verwandelt sich in den scheußlichen Herrn Hyde, der allen tierischen Lüsten fröhnt, die er, nach einiger Zeit wieder durch einen neuen Trank in den tugendhaften Jekyll zurück verwandelt, bitterlich verabscheut und bereut. Dieses Doppelleben nimmt dadurch ein Ende, daß der schändliche Mister Hyde, je öfter sich der arme Mann, trotz aller guten Vorsätze, in ihn verwandelt, immer kräftiger und es immer schwerer wird, ihn wieder in den immer mehr und mehr geschwächten Jekyll zurückzubringen, der endlich, in einer letzten Aufwallung seiner Scham, sich und den anderen, der er war, zu töten, allen Rest von Kraft zusammen nimmt. Diese mit einer Leidenschaft, die durch ihre äußere Ruhe nur noch entzücklicher wird, erzählte Geschichte will zeigen, that man is not truly one, but truly two (daß der Mensch nicht aus einem besteht, sondern aus zweien). Die Zwei- faltigkeit, ja vielleicht Fünffaltigkeit, Zehnfaltigkeit des sozusagen einen Staatsverband im Bürgerkrieg darstellenden Menschen also, ein Phänomen, das Psychiatern längst bekannt ist. Vor mehr als zwanzig Jahren schon hat es Th. Ribot in seinem Buch über Les maladies de la personnalité beschrieben, an vielen Fällen von Menschen, die mehrere Personen enthalten, zur selben Zeit oder nacheinander oder alternierend. Das Erste wurde an einem beobachtet, der sich so sehr bewußt war, zugleich von zweien bewohnt zu werden, daß er auf die Frage: „Wie geht's Ihnen?“ zu antworten pflegte:

„Welchen von mir meinen Sie?“ Von der zweiten Art war einer im Hospital zu Weidam, der den ganzen Tag jammerte, daß er sein eigentliches Ich verloren hätte, und von Zeit zu Zeit nachsah, ob es nicht vielleicht zufällig unter dem Bett läge. Das dritte hat der Dr. Azam jahrelang an einem jungen Menschen studiert, der zuerst ein Landstreicher, Strolch, Dieb, Grobian und Tumbachtgut war, bis er aus Schreck vor einer Schlange in eine Krankheit fiel, in ein Asyl kam und hier plötz- lich ein gutartiger, fleißiger, ehrlicher, stiller, bescheidener Mensch war, der aber nach zwei Monaten einen hysterischen Anfall hatte, dann fünfzig Stunden schlief und, erwachend, keinen Menschen, im Asyl erkannte, sein braves Leben völlig ver- gessen hatte und wieder der heillose Bagabund blieb, bis zur Rückkehr seiner zweiten, der gestitteten Existenz. In jenem Buch Ribots stehen zwei Sätze, die die ganze Novelle Stevensons enthalten. Ribot sagt: Man kann kaum der Vermutung widerstehen, daß bei solchen meistens hysterischen, also ganz unbeständigen Menschen, neben Veränderungen zweiten Grades, in ihrem physischen Leben zwei verschiedene Anlagen, deux habitus distincts, vorhanden sind, deren jede die Basis einer jeelischen Ver- fassung ist. Und über den Fall des Dr. Azam sagt Ribot: Man sieht hier, in einem Zeitraum von 28 Jahren, die zweite Person empfieter constamment über die erste, die, zuerst sehr lang während, nach und nach immer kürzer und kürzer wird, derart, daß man eine Zeit voraus- sehen kann, wo jene völlig verschwunden und nur noch die zweite übrig sein wird. Indem Stevenson jene körper- lichen deux habitus distincts besonders erscheinen und, den Fall des Dr. Azam umkehrend, eine zügellose Person die gestittete verdrängen ließ, ist er zu seinem Fall des Dr. Jekyll und des Mister Hyde gekommen (möglich wäre übrigens, daß Stevenson weder das Buch Ribots nach dessen Quellen gekannt und aus seiner Intuition ihre Erfahrungen erlernt hätte; ich habe mir darüber keine Gewißheit verschaffen können). Nebenher sei bemerkt, daß auch Paul Hindau sich einst auf dieses Gebiet gewagt hat, mit seinem Stück „Der Andere“. Und mein Schauspiel „Die Andere“ wäre nicht so völlig mißverstanden worden.

ziehungen ihm jährlich ein legitimes Steuereinkommen von 150 bis 200 Millionen entgehen läßt? Auf all diese Fragen erstreckt sich die Statistik und sie gibt folgende Antworten: Für das Einkommensteuergesetz des ehemaligen Finanzministers Caillaux, wie die Kammer es angenommen hat und wie es dem Senat jetzt vorliegt, haben sich nur 152 Gewählte erklärt; 228 sprachen sich für dasselbe Gesetz, jedoch „mit Vorbehalten“ aus. In ihrer gegenwärtigen Form trifft die Ley Caillaux also mehr Gegner als Freunde, zumal 87 Abgeordnete sich gegen jede Form der Einkommensteuer ausgesprochen. Das Spiritus- und Versicherungsmonopol fand nicht viel Freunde. Nur 75 sprachen sich für das erstere aus, 201 dagegen. Die Verstaatlichung des Versicherungswesens würde nur 101 Anhänger, aber 212 entschiedene Gegner finden. Die „Hausbrenner“ haben 105 Verteidiger und 133 Gegner. Wie man sieht, werden die Fragen der Steuerreform schwer zu lösen sein. Der Gedanke, daß man, um über die nächsten Budgetschwierigkeiten hinwegzukommen, ein großes Anleihen — von 1500 bis 2000 Millionen — nicht umgehen kann, gewinnt an Boden.

Eine reichliche Majorität wird die Regierung haben, wenn sie an die endliche Ordnung der Rechts-, Abrechnungs- und Disziplinarverhältnisse der Beamten geht. Diese Dinge unterliegen bisher mehr als gut der administrativen Willkür, ja zum Teil der unverantwortlichsten Günstlingsherrschaft, Mißstände, denen hauptsächlich die den Staatsorganismus so arg bedrohenden Beamtenstreiks zuzuschreiben sind. Für das „Statut der Funktionäre“ haben sich 375 Gewählte ausgesprochen; dagegen — einer; 208 haben die Frage nicht berührt, dürften ihr aber kaum unfeindlich gegenüberstehen.

In der Frage des Unterrichtsmonopols und der freien Schulen erteilen die Wahlen dem Ministerium eine Indifikation für eine maßvolle mittlere Politik. Das Unterrichtsmonopol des Staates hat nicht viel Freunde. Es hat niemals dem wahren Wesen der Demokratie entsprochen und ein Republikaner, wie Clemenceau, hat sich dagegen erklärt. Nur 66 Deputierte würden für dieses Monopol stimmen, während 298 sich für die Freiheit des Unterrichts erklärt haben. Aber „Freiheit des Unterrichts“ bedeutet nicht Auslieferung der Schule an die Kirche, denn 213 Gewählte verlangen die Oberaufsicht des Staates über die freien Schulen und 148 die Abschaffung der Ley Falloux, welche dieses Oberaufsichtsrecht illusorisch gemacht hat.

In der Frage der sozialen Reformen zeigt sich eine gewisse Rauheit des Interesses. Die Wichtigkeit dieser Fragen scheint weder den Wählern noch den Gewählten ganz zum Bewußtsein gekommen zu sein, denn 284 Gewählte haben sich über diese Fragen nicht ausgesprochen. Für die Verleihung der juristischen Persönlichkeit an die Syndikate würden 211 Abgeordnete stimmen, für den kollektiven Arbeitsvertrag 195, für den Anteil der Arbeiter am Unternehmergewinn 188, für den Arbeiterkreditlohn 163.

Das sind die Ziffern, auf Grund deren das Kabinett Briand in seiner programmatischen Erklärung den Kammern sagen wird, „was es will und was es nicht will“ oder, besser ausgedrückt, „was die Kammer will und was sie nicht will“.

Die dringendste Aufgabe der neuen Kammer ist die Wahlreform. Nur wenige Blätter wagen bisher, der Strömung zu widerstehen, welche verlangt, die Regierung müsse unverzüglich der Kammer ein Gesetz über die Einführung des Listenstrutiniums und des Proportionalwahlrechtes vorlegen. Bereinzelt sind die Stimmen, welche das Proportionalwahlrecht als ein gefährliches Experiment bezeichnen, verächtlich schon deshalb, weil es von einer Koalition der verschiedensten Minoritätsparteien verlangt

wird. Belletan kämpft grimmig gegen jede Konzeption an die Minorität. Er befürchtet, daß nur clericale Nachschichten sich unter dem Mantel der Gerechtigkeit verbergen wollen. Hanotaux hat vor einiger Zeit in „Le Journal“ die zutreffenden Gründe angeführt, aus denen das Proportionalwahlrecht, so gut es sich in kleinen Gemeinwesen bewährt haben mag, untauglich ist, politische Organe für ein großes Land zu liefern. Das Parlament, das den Minoritäten zu viel Raum läßt, muß notwendig der Entschlußlosigkeit anheimfallen, es muß jede entschiedene Farbe verlieren und die Entscheidung muß in die Hände immer kleiner werdender Gruppen kommen. In Wirklichkeit müßte die Proportionalität zur Atomisierung der politischen Parteien und zur Herrschaft der Schwächsten führen. „Ich möchte die französischen Wähler sehen,“ sagt Hanotaux, „die Verständnis dafür hätten, daß ein Kandidat, der 8000 Stimmen erhält, unter Umständen den Vortritt vor einem Kandidaten haben kann, der 10.000 erhalten hat.“ Daß die Minoritäten für dieses Wahlrecht kämpfen, ist begreiflich. Daß die Majorität ihnen nicht rundweg widerspricht, läßt sich nur daraus erklären, daß die radikale Partei sich der Sünden bewußt ist, welche man mit dem Arrondissement-Strutinium begangen hat. Daß man mit diesem keine Wahlen mehr machen kann, ist klar. Der Ministerpräsident selbst hat sich bereits für das Listenstrutinium ausgesprochen, die Kammer aber vor dem Versuche mit der Proportionalvertretung gewarnt. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die „P. R.“ trotz aller theoretischen Begeisterung in der Praxis eine Mehrheit in der Kammer finden wird. Ganz sicher wird aber eine Mehrheit für das Listenstrutinium ohne „P. R.“ vorhanden sein. Dann aber wirft sich die Frage auf: Kann die Deputiertenkammer unmittelbar nach ihrem Zusammentritt ein Wahlgesetz machen, durch das sie ein System, nach welchem sie selbst gewählt worden, verleugnet und diskreditiert? Würde dieses Verfahren sie nicht um alle Autorität bringen? Diese das nicht, zur Auflösung, zu Neuwahlen geradezu herausfordern? Diese Erwägungen dürften stark genug sein, um die Kammer zu veranlassen, die Wahlreform „dilatorisch“ zu behandeln. Briand wird in diesem Spiel seine ganze Mandatfähigkeit einsetzen. Auch auf folgende Möglichkeit wird in politischen Kreisen hingewiesen: Wenn die Kammer auf der Proportionalvertretung bestehen sollte, würde man diese zum erstenmal bei den Municipalwahlen im Jahre 1912, also in der Mitte der beginnenden Legislaturperiode, zur Anwendung bringen. Das wäre ein nützlicher und sehr gut zu begründender Zeitgewinn, und der Verlauf und die Resultate der Wahlen gäben der Regierung eine Indifikation, ob sie das System auch auf die Kammerwahlen ausdehnen dürfe. Das neue Wahlgesetz käme dann erst zum richtigen Zeitpunkt für die Wahlen von 1914 zu stande und würde den Bestand und die Autorität der jetzigen Kammer nicht gefährden.

Welches sind aber die großen Bewirkungen, auf die das Ministerium Briand mit der jetzigen Kammer rechnen kann? Sie werden vor allem auf finanziellen, administrativem, sozialem Gebiet zu suchen sein. Eine Verwaltungsdezentralisation, langsam begonnen, vorzüglich durchgeführt, könnte bedeutende Ersparnisse zur Folge haben und dem Anwachsen des Budgets einigermaßen vorbeugen. Daß das Einkommensteuergesetz zu stande kommt, wie Caillaux es wollte, läßt sich kaum erwarten, ein Einkommensteuergesetz mit wesentlichen Milderungen ist aber immerhin möglich. Die Stärke der französischen Finanzkraft hat immer auf dem Gebiete der indirekten Besteuerung und des Staatskredits gelegen. Es läßt sich erwarten, daß auch in der beginnenden Legislaturperiode diese Quellen ausgiebig herangezogen werden dürften, um

wenn es nicht vorausgesehen hätte, daß man diese Phänomene kennt oder wenigstens von ihrer Existenz weiß. Ich bin aber gar nicht sicher, daß ich ihnen nicht noch einmal befallen werde; ich meine: künstlerisch, hoffentlich nur künstlerisch.

Ist es nun Erinnerung an diese merkwürdigen, tief menschliche Novelle Stevensons, wodurch auch das Stück noch, das von ihr abgehoben wurde, so stark auf die Engländer wirkt? Wir waren sie dabei zuerst ganz unverständlich. Schlechte Stücke wirken sonst durch ihren ganz groben Ausdruck allgemeiner Empfindungen. Aber dies ist doch ein höchst sonderbarer, wunderlicher, seltsamer Einzelfall, der hier verhandelt wird! Schlechte Stücke wirken sonst dadurch, daß sie es den Leuten so leicht machen, in die Handlung sich selbst mit ihren eigenen Gefühlen einzufügen, mit ihrer eigenen Furcht oder ihrer eigenen Sehnsucht. Ist dies hier möglich? Schlechte Stücke wirken sonst dadurch, daß der Zuschauer Angst kriegt oder den Wunsch, dasselbe könnte ihm einmal passieren. Ist es wahrscheinlich, daß irgend einem der vielen vortrefflichen Schiffs im Parkett vor seinem verborgenen Mysterium Hyde bang wird? Oder auch nur, daß einer sich selbst den eigenen heimlichen Myster Hyde eingelebt? Daß irgend einer sich eingelebt, in seinem Ich mehrere Personen zu beherrbergen?

Viel später erst, als ich allmählich dem englischen Wesen näher kam, ist mir aufgegangen, wie vertraut ihm überhaupt diese menschliche Zweifaltigkeit, Künstlichkeit, Rechnerhaftigkeit ist. Auch wir spüren sie, meinen es uns aber schuldig zu sein, zur inneren Einheit zu kommen, indem wir dem einen Hauptzug unserer Natur, für den wir uns einmal entschieden haben, dann alle anderen opfern und in uns alles unterdrücken, was ihm widerpricht; ja dies scheint uns der eigentliche Sinn aller Charakterbildung zu sein. Dem Engländer ist Charakter eine Form, in der er sich mit seinen sämtlichen Widersprüchen unterbringt und diese so verträglich nebeneinander anordnen kann, daß er nie die Fährung verliert (mit einem ganz eigentümlichen Verständnis für die Freudische Kur des Abreagierens). Der Engländer ist im Psychologischen oder Moralischen gar nicht für das Ent-

weber-Ober, Matthew Arnold erzählt einmal, jemand im House of Commons habe ihm gesagt: That a thing is an anomaly, I consider to be no objection to it whatever (Daß etwas eine Anomalie ist, halte ich für gar keinen Einwand dagegen). Der Engländer weiß, daß der Mensch aus lauter gegenseitigen Anomalien besteht. Was er in sich vorfindet, achtet er; nur darf nichts das andere tyrannisieren. Es gibt Engländer (und mehr, als man bei uns denkt), die es zusammenbringen, ebenso gute Heiden als Christen zu sein. Wunderbar man sich darüber, weil das eine doch dem anderen widerspreche, so leugnen sie dies keineswegs, begreifen aber nicht, warum der Mensch sich nicht widersprechen soll. Daß sie das nicht begreifen (zum großen Aerger der paar Intellektuellen von der kontinentalen Art, die sie haben), macht es ihnen möglich, sittlich zu sein, ohne fortwährende Verwirrung des Gefühls. Wir nennen das Heuchelei. Aber sie antworten: Wenn ich nun aber aus Gegensätzen bestehe, soll ich sie mir verleugnen? Und hat man eine Zeit unter ihnen gelebt, so fängt man selbst an, ihre Heuchelei aus ihrer Aufrichtigkeit gegen sich selbst zu verstehen. Die unvergleichliche Freiheit des Engländer wird nur dadurch möglich, daß keiner von sich verlangt, konsequent zu sein.

Russisch ist es, den Menschen ganz seinem Trieblieben anzuvertrauen; der Geist wird unterdrückt. Französisch ist es, die Seele des Menschen als Monarchie des Geistes einzurichten; der Trieb, der sich nicht vergeistigen läßt, wird unterdrückt. Von Frankreich aus ist der triumphierende Geist bei allen romanischen Nationen eingedrungen und beginnt nun, die Westslaven zu verwirren (es ist das innere Problem der österrösischen Slaven, daß sie mit gleicher Macht vom russischen Trieblieben und vom französischen Geistesleben angezogen werden, keines aufgeben wollen und beide nicht vereinigen können). Englisch ist es, allem Menschlichen im Menschen die gleichen Rechte, den sämtlichen Anderen, die zusammen das Ich eines jeden ausmachen, ihren Platz anzuweisen. Jeder einzelne Engländer ist sozusagen ein Bundesstaat aus allen menschlichen Widersprüchen. Denn der Engländer hat den Mut, zu wissen, daß kein Dr. Jekyll vor dem Dr. Hyde sicher ist.

die Mittel zu beschaffen, die mit der Einkommensteuer nicht zu erlangen sind. Für Monopole ist keine Neigung vorhanden. Auf sozialem Gebiete ist viel Einzelarbeit zu verrichten. Es ist zu erwarten, daß auch hier die besten Früchte reifen werden. Trotzdem diese Probleme keine große Rolle in den Programmen gespielt haben, wird Briand sie nicht außer acht lassen. Er ist, wo es sich um die Verbesserung des Loses der Arbeiter handelt, der Hilfe aller Parteien sicher und kann, ohne sich dem Verdacht bedenklicher Koalitionen auszusetzen, eine Politik des Friedens treiben. Briand ist im wesentlichen eine versöhnliche Natur. Seine bloße Anwesenheit an der Spitze des Kabinetts wirkt friedensstiftend, und daher kommt es wohl auch, daß, solange Briand an der Regierung ist, die Gerüchte nicht verstummen wollen, die eine Annäherung zwischen dem Vatikan und dem offiziellen Frankreich melden. Wenn der Kardinal Couille von Lyon seine Reise ad limina macht, so heißt es in römischen Blättern sofort, er verhandle im Namen der französischen Regierung über ein neues Konkordat. Daran ist gewiß nicht zu denken. Aber dennoch ist es ein offenes Geheimnis, daß Briand auch den Katholiken als der einzige republikanische Politiker gilt, der einen modus vivendi mit der Kirche schaffen könnte. Die milde Richtung, welche in der neuen Kammer in der Schulfrage obwaltet, könnte es Briand ermöglichen, sein diplomatisches Genie auch in der Verständigung mit Merry de Val zu bewähren. B. F.

Robert Koch.

Von Hofrat Professor Dr. A. Reichelbaum, Vorstand des Instituts für pathologische Anatomie. Wien, 30. Mai.

Die junge Wissenschaft der Bakteriologie hat durch den Tod Robert Kochs nicht nur ihren Begründer, sondern auch ihren genialsten und erfolgreichsten Förderer verloren. Die Verdienste des Dahingegangenen können nur dann voll gewürdigt werden, wenn man die Stufe berücksichtigt, auf welcher die Bakteriologie vor Robert Koch gestanden war. Es hatten zwar schon vor ihm verschiedene und reichbegabte Forscher in der Ueberzeugung, daß bei der Entstehung der Infektionskrankheiten kleinste Lebewesen eine ursächliche Rolle spielen, das Gebiet der Bakteriologie emsig bebaut, aber sie gerieten auf diesem außerordentlich schwierigen Arbeitsfelde wiederholt in Irrtümer oder es gelang ihnen wenigstens nicht, überzeugende Beweise für ihre Befunde zu liefern. Die Schuld lag vor allem in der unvollkommenen und unsicheren Untersuchungsmethodik; die Benützung von flüssigen Nährböden für die künstliche Züchtung der Bakterien war die Quelle von fortwährenden Irrtümern und Täuschungen. Da kam Koch auf die Idee, feste Nährböden zu verwenden, und diese ganz einfache und scheinbar geringfügige Neuerung war es, welche aus der früher vielfach verachteten Bakteriologie mit einem Male eine exakte Wissenschaft schuf, die einen ungeahnten Einfluß auf die übrigen Zweige der medizinischen Wissenschaft ausübte und Triumphe auf Triumphe feierte.

Zu diesen gehört in erster Linie die Entdeckung des Tuberkelbazillus. Die jüngere ärztliche Generation hat kaum eine Vorstellung von dem außerordentlichen Aufsehen, welches diese Entdeckung seinerzeit verursachte; nicht nur, daß sie fest eingewurzelte Ansichten mit einem Male über den Haufen warf, so bedeutet sie auch den Beginn der erfolgreichsten Bekämpfung einer Krankheit, der man bisher nur mit einer fatalistischen Resignation gegenübergestanden war. Und welche Summe von wichtigen Arbeiten schloß sich weiterhin an diese folgenschwere Entdeckung! Welche großartigen Erfolge konnten hiedurch in dem Kampfe gegen die so verbreitete und gefürchtete Krankheit erzielt werden! Noch größeres Aufsehen erregte es, als Koch später in dem von ihm bereiteten Tuberkulin ein Heilmittel gegen Tuberkulose angab. Es war ein förmlicher Kaufszustand, in welchem damals die ärztliche und nichtärztliche Welt geriet. Koch hatte zwar ausdrücklich betont, daß sein Mittel nur in den Frühstadien der Tuberkulose Aussicht auf Erfolg biete; allein dies wurde in der damaligen Aufregung gar nicht beachtet, und so konnten die Enttäuschungen nicht ausbleiben, welche sogar dazu führten, daß das Tuberkulin fast ganz in Verfall kam; erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, durch objektive Prüfung dem Tuberkulin die verdiente Anerkennung zu verschaffen.

Auf die Entdeckung des Tuberkelbazillus folgte die Erforschung der Ätiologie der Cholera durch Koch. Bezüglich der Entstehung dieser Krankheit huldigten damals die meisten Hygieniker und Epidemiologen der sogenannten Grundwassertheorie Pettenkofer's, in welcher aber für einen belebten Krankheitserreger kein Platz war. Um so größer war die Ueberraschung, als die Kunde von der Entdeckung des Choleraerregers, des sogenannten Komabazillus, kam. Pettenkofer und seine Anhänger wehrten sich zwar anfangs mit allen Kräften gegen die Anerkennung des neuen Fundes, um so mehr, als dieser eine völlige Ummwälzung in der Bekämpfung der Cholera nach sich ziehen mußte; allein der Sieg der glänzenden Entdeckung Kochs war hiedurch nicht aufzuhalten, einer Entdeckung, durch welche die Cholera ihre Schrecken eingebüßt hat, da wir heute im Stande sind, diese früher so gefürchtete Krankheit schon im Keime zu ersticken.

Es ist hier nicht der Ort und nicht die Zeit, selbst nur auf alle wichtigeren Arbeiten Kochs einzugehen; wir müssen uns daher begnügen, aus diesen bloß noch zwei besonders anzuführen, nämlich seine Forschungen über die Malaria und über die Schlafkrankheit. Zwar ist die Klarstellung der sehr verwinkelten Verhältnisse, unter welchen die Erreger der Malaria und der Schlafkrankheit in den menschlichen Organismus einbringen können, nicht das ausschließliche Verdienst Kochs; aber es gebührt ihm der Ruhm, eine systematische und erfolgreichende Bekämpfung dieser